

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 264.

Montag, 26. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



22. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Wie lange — wie lange — konnte es dauern, bis man sie — wenn überhaupt — fand — erlöste?

Wo hinaus ging diese Seite der Bibliothek?

Der große Saal nahm die ganze Länge und Breite des einen Schloßflügels ein — jenes langen und schmalen Flügels, der in den Park hineingebaut war, und in ein Türmchen auslief. Henry hatte gesagt, das Türmchen sei „blind“ — das heißt, es enthielte keine Räumlichkeiten. Es sei nichts als ein zierender Anbau. Brigitte überlegte. Das konnte nicht stimmen. Der Turm hatte mindestens vier Meter im Quadrat und war ein ganzes Stück höher als der Flügel, der im ersten Stock die Bibliothek, im Erdgeschoß die Räume enthielt, die jetzt von Henry bewohnt wurden. Es war wenig wahrscheinlich, daß man einen hohlen Schacht lediglich zur Zierde angebracht hatte. Dieser Turm schien — wenn auch alt genug — doch wesentlich jünger als das Schloß sonst. Es sollte aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stammen — der Turm schien etwa ein Jahrhundert später erbaut, in der Zeit des werdenden Rokoko.

Bestand vielleicht eine Verbindung dieses Raumes mit dem Turm?

Gab es für sie eine Möglichkeit, in ihn hineinzugehen und sich von dort aus zu befreien oder doch bemerkbar zu machen?

Brigitte begann, die Wände abzutasten.

Sie stampfte auf jeden Fleck des Fußbodens, in der Hoffnung, eine Mechanik in Bewegung zu setzen. Sie hatte auch gehofft, die Platte, die vorhin die Tür geschlossen, möchte die Kraft haben, sie wieder zu öffnen. Sich hineinknien, versuchte sie mit Händen und Füßen, sie irgendwie zu einer Funktion zu ermuntern.

Umsonst!

Brigitte hatte eigentlich nicht Furcht.

Mit kalter Klarheit nur sah sie die Gefahr, in der sie schwebte, und suchte ihr zu begegnen.

Sie fragte sich auch — wann wird Henry wiederkommen?

Auf die Diensthofen, auf Misses Stable, setzte sie wenig Hoffnung.

Wenn Henry tagelang fortblieb, dann . . .

Ihr graute bei dem Gedanken.

Doch sie zwang sich zur Ruhe.

Es galt, Kraft und Mut aufrechtzuhalten.

So legte sie sich — ihr kurzes Röschchen über den Kopf ziehend — auf den kalten Fußboden nieder und schloß ein.

Als sie nach wenigen Stunden erwachte, schien es ihr,

eine ganze lange Nacht müsse bereits vergangen sein. Wenn sie wenigstens eine Uhr — eine Uhr mit Leuchtziffern — gehabt hätte. So war sie dem furchtbaren Dämon Zeit hilf- und führerlos ausgeliefert.

Hunger — zum Glück — spürte sie nicht mehr.

Ich muß, überlegte sie, jetzt tun, was etwa getan werden kann.

Später — vielleicht — verlassen mich die Kräfte.

Sie rechnete schon fast mit einer tagelangen Eingeschlossenheit.

Von neuem begann sie das unruhige Abtasten der Wände.

Mehrfach auch untersuchte sie den Griff, der in die Wand eingelassen war. Er blieb unbeweglich, so sehr sie auch mit aller Gewalt daran zog, ihn nach oben — nach unten — nach vorn — nach der Seite zu heben — zu schieben versuchte.

Schließlich kauerte sie sich hoffnungslos auf den Boden nieder.

Sie verbot sich zu fragen, wie lange schon sie hier eingeschlossen sei.

Draußen, dachte sie, ist gewiß kaum Morgen — ich muß mir sagen, daß die Zeit hier drinnen schleicht — daß außer den paar Leuten hier im Schloß noch niemand ahnen kann, daß ich — schon einmal wieder — verschwunden bin.

Es war ihr freilich nicht zum Lachen.

Doch die Nutzlosigkeit der Tränen einsehend, zwang sie auch die, und starrte stier vor sich hin, in die licht- und geräuschlose Gefangenschaft.

Der Hunger begann bald nagend zu werden.

Nach ihm zu urteilen, mußte sie schon vierundzwanzig Stunden in diesem Loch ausharren.

Aber es wird so lange nicht sein, mahnte sie sich. Was du als Hunger empfindest, ist Langweile, Angst, Unruhe. Noch wird Henry nicht einmal wieder zurück sein, noch wird man kopf- und systemlos nach dir suchen, ohne innere Anteilnahme — nur um sagen zu können, man habe gesucht.

Ja, wäre Jim noch auf Monplaisir gewesen . . .

Auf Stunden der Depression folgten solche der wilden Energie.

Schon fühlte sie, daß ihre Nerven sie verließen, ihre Gedanken sich zuweilen seltsam verwirrten und verirrten. Da — als sie einmal wieder in sinnloser Ungeduld halb mechanisch, ohne besondere Kraftanstrengung, an dem Handgriff zerrte, hatte sie die Empfindung, er gäbe nach. Es ist gewiß ein Irrtum, sagte sie sich, hoffe nicht zu viel.

Aber dann merkte sie, daß — wenn sie, ihn drehend, ihn dennoch zugleich vorwärts zog, Bewegung in ihn hineinzukommen schien.

Sie versuchte es mehrere Male — aber, ohne es zu wissen, hemmte sie die feine Mechanik, weil sie zu heftig die Drehungen ausführte.

Sie gab es auf — und wieder schlich die Zeit in furchtbarer Anonymität.

Tag? Nacht? Sie ahnte es nicht mehr.

Schon zitterten ihre Glieder vor Kälte.

Schon ermatteten ihre Sinne.

Sie war noch im ersten Stadium des Hungers, dem schlimmsten und schmerzhaftesten — in dem der Körper schnell ermattet und sein Recht stürmisch fordert.

Niemand wird mich finden — auch Henry nicht.

Ich werde hier vergehen — und nach Jahrhunderten erst einmal aufgefunden werden — eine Leiche — ein Skelett —, dachte sie dumpf.

In einer solch verzweiflungsvollen Stimmung — mit halb wachem Bewußtsein war es, daß sie leise, sanft und voller Müdigkeit an dem Handgriff zerrte, nicht in der Hoffnung, ihn zu ihrer Erlösung irgendwie dienstbar zu machen — aber war er nicht in der furchtbaren Leere das einzige Ding — und daher der einzige Freund, die einzige Möglichkeit einer — vorgetäuschten — Beschäftigung?

Und jetzt plötzlich begann er zu funktionieren.

Denn ihre Heftigkeit hinderte seine Maschinerie nicht mehr.

Es gelang Brigitte, ihn ein wenig nach vorn zu ziehen — und ehe noch ihre Aufmerksamkeit recht erweckt war, rasselte es leise — wie ein Schlüsselbund — ein schmaler Ballen mehr als Tür, drehte sich in seinen Scharnieren — ein schwacher Lichtstrahl blendete ihre seit langem an das Dunkel gewöhnten Augen — und Brigitte sah vor sich eine kleine, aber gut eingerichtete Stube, in die sie durch den Spalt, der sich vor ihr aufgetan, eben hineinzuschlüpfen vermochte. Sie achtete wohl darauf, daß er sich nicht schließe. Der Raum enthielt durch eines der winzigen, spinnwebverdunkelten Fenster, die man von außen am Turm sah, ein mattes Dämmerlicht.

Licht!

War das nicht schon ein Geschenk?

Fenster . . .

Möglichkeit, zu Menschen hindurchzudringen!

Rettung!!

Aber Brigitte war in diesem Augenblick zu matt, irgend etwas zu unternehmen.

Sie sah in dem Raum ein schmales Ruhebett, und von zwingender Müdigkeit überwältigt, warf sie sich darauf und einschummerte sogleich.

*

Als Holm und Rudyard etwas nach sieben Uhr an jenem Morgen auf Monplaisir ankamen, trafen sie unruhige, verstörte, aber auch böse Gesichter.

Misses Stable hatte Sofia — Sofia dem Hausmeister — dieser den anonymen Dienstboten in der Küche, die Brigitte nie gesehen hatten und von denen sie von weitem als die „Braut des jungen Herrn“ etwas vorzeitig bestaunt worden war, die heftigsten Vorwürfe gemacht, weil Brigitte nirgends zu finden war.

Der Hausmeister hatte das Tor vorschriftsmäßig verschlossen — wodurch es einfach unmöglich war, daß jemand, der nicht fliegen konnte, außerhalb der Befestigung sein konnte, der darin gewesen, als er sie abschloß.

Damit hatte er alle anderen beruhigt.

„Sie ist gewiß in eines der entlegeneren Zimmer gegangen und dort eingeschlafen. Sie wird schon wiederkommen.“

Damit hatten sich alle getröstet, und erst als Sofia am Morgen um sieben Uhr — wie stets — in die unverschlossenen Räume der jungen Dame ging, um das Bad

zu bereiten, und das Bett unberührt fand, bemächtigte sich Misses Stable eine lebhaftere Unruhe.

Sie schalt in ihrem schottischen Englisch auf den französischen Hausmeister und die spanische Jose ein, die zwar nichts verstanden, aber die zornigen Gebärden sahen und in ihren Sprachen antworteten, was sie für angemessen hielten. Nun verstand Misses Stable wieder um die beiden wenig oder gar nicht, sah aber — wie jene bei ihr — Ausdruck und entsprechende Gebärde. Beleidigt, empört über den Mangel an Respekt — leitete sie nicht eine der Wohltätigkeitsanstalten der alten Duchesse Goyse? — wütend, besonders über die „taktlose Brigitte“. — Wie konnte man nur so beharrlich verschwinden! Unpassend! Einfach shocking — zog sie sich auf ihr Zimmer zurück, widelte ihre Papilloten gemächlich ab und begann sich zu putzen für den beginnenden Tag.

Als Sofia sie rief — Mister Clifford sei da (so liebte es Henry, sich nennen zu lassen) — mit einem fremden, älteren Herrn —, kam sie in schönster Kampfesstimmung herunter.

Die beiden Herren ahnten noch nichts von dem neuerlichen Verschwinden der jungen Dame und wünschten nichts, als daß sie gerufen werde und ein zweites Frühstück mit ihnen einnehme. Sie strahlten so vor Freude und Vergnügen, daß Misses Stable ihre absolute Ahnungslosigkeit eigentlich hätte gleich sehen müssen. Doch weil sie ein böses Gewissen hatte, war sie ohne alle Beobachtungsgabe und begann sogleich sich zu verteidigen.

„Ich lehne jede Schuld — jede Verantwortung ab. Ich war krank. Ich hatte Kopfschmerzen. Ein neunzehnjähriges Mädchen ist kein Baby — und ich bin keine Kindermagd. Ich weise jeden Vorwurf ab!“

„Ich verstehe Sie nicht!“, sagte Henry, überwältigt von dem hervorbrechenden Temperament der würdigen Schottin. „Was ist mit Fräulein Holm?“

Nun brach Misses Stable in Tränen aus.

„Sie ist fort — verschwunden! — Wir suchen sie rastlos! Wir wissen nicht, wo sie noch sein kann!“

Henry erbleichte.

Sein erster Gedanke war: Ist Brigitte entflohen?

Aber der Hausmeister versicherte, das große Tor sei geschlossen gewesen. Es sei ein Ding der Unmöglichkeit, daß irgendwer das Anwesen verlassen habe, ohne von ihm bemerkt zu werden.

„Was ist mit meiner Tochter los?“ fragte Holm, der dem Gespräch in den Dialekten der fremden Sprachen nicht völlig zu folgen vermochte.

„Man kann sie nicht finden! — Sie ist fort!“

Ein böser Verdacht züchte für einen Moment in Holm empor. Aber er sah Henrys ehrlich entsetztes Gesicht und unwillkürlich tröstete er ihn.

Wo soll sie sein? Brigitte ist vernünftig und gescheit! Wer hat sie denn zuletzt gesehen?

Sofia hatte dem gnädigen Fräulein das Lunch serviert.

„Und nachher?“

„Alle haben sich betreten an.“

„Misses Stable“, sagte Henry, mit einer Strenge im Ton, die niemand seiner liebenswürdigen Art zugetraut hätte, „wo waren Sie?“

„Ich war krank — lag im Bett! Lord Rudyard, Ihre Großmutter vertraut mir!“

In diesem Falle haben Sie mein Vertrauen getäuscht. Ich hatte Ihnen meine Braut — ganz unwillkürlich gebrauchte Henry diese Bezeichnung für Brigitte — „noch besonders ans Herz gelegt!“

„Aber ihre Seele habe ich gewacht . . .“

Rudyard winkte ab.

„Hausmeister!“

„Das Tor war zu. Ich kann Zeugen bringen! Dieferanten, Boten aus einem Geschäft aus Hyères. Sie alle mußten schellen und warten, bis aufgeschlossen wurde. Hinter ihnen verschloß ich von neuem.“

(Fortsetzung folgt.)

Tante Julie.

Von Koloman Gsatho.

Tante Julie mit den goldblonden Haaren war immer schwarz gebleibt. Ihre Wangen waren rosig angehaucht, ihre Augen blau wie Kornblumen, ihre Zähne schimmerten wie Perlen, ihre Lippen lächelten. Und dennoch umschwebte sie immer eine geheimnisvolle, leise Schwermut, eine verheimlichte, einsame und vornehme Traurigkeit. Sie war zurückhaltend, aber anziehend, interessant und romantisch. Denn sie trug ein Geheimnis mit sich, gestand es aber niemandem ein.

Ich mochte damals etwa fünfzehn Jahre alt gewesen sein, Tante Julie höchstens nochmals so alt. Und sie war die schönste, die bezauberndste und feinste Frau, der ich bis dahin begegnet war.

Tante Julie tauchte im zweiten Halbjahr ihrer Wittwenschaft zum ersten Mal in meinem Leben auf. Sie war damals mit ihren beiden verwaisenen Töchtern, denen sie eine liebende Mutter und aufrichtige Freundin zugleich war, in die Residenz übersiedelt; sie lebte nur ihren Kindern und dem Andenken ihres verstorbenen Gemahls, wie sie das auch sehr oft beteuerte.

Umsomehr überraschte es mich, als ich von meiner Mutter einmal hörte, Tante Julie habe seinerzeit nicht aus Liebe geheiratet, im Gegenteil: sie hätte einen andern Mann geliebt und den Bund mit einem um viele Jahre älteren Mann nur aus Erbitterung geschlossen.

„Einen Witwer ...“, fügte ich hinzu, an die beiden verwaisenen Stiefkinder von Tante Julie denkend.

„Der Vater der Mädchen war Julies zweiter Gatte. Vom ersten war sie geschieden ...“

Das Geheimnis begann Gestalt anzunehmen. Die Trauer, von der Tante Julie stets umgeben war, bekam bei den Worten meiner Mutter Farbe und Sinn. Ich drängte neugierig nach weiteren Einzelheiten und so gelang es mir, folgendes zu erfahren:

Tante Julie hatte als junges Mädchen Miklos Dighan innig geliebt, doch der alte Dighan ließ es nicht zu, daß sein Sohn ein armes Mädchen zur Frau nehme.

„Ich werde nicht diese Bettlerbrut ausfüttern!“ hatte der Alte wütend erklärt und dieser Ausspruch gelangte Tante Julie an die Ohren. Das genügte ihr, um mit Miklos Dighan zu brechen und den erstbesten, gleichgültigen Fremden zu heiraten. Die Ehe gestaltete sich aber als unglücklich. Die arme Frau hatte viel zu leiden, denn ihr Mann war ein selbstsüchtiger, rauher Mensch, der das Opfer, welches die Frau ihrem Stolz gebracht hatte, als sie allem Glück entsagte, nicht nachfühlen konnte. So war es denn ganz natürlich, daß sich die enttäuschte Frau gern unter den Schutz eines Mannes flüchtete, der sich ihr mit zärtlicher Hochachtung und mit Verständnis näherte. Sie ließ sich von ihrem Gatten scheiden und heiratete aus Dankbarkeit jenen andern Mann. Unterdessen war der alte Dighan gestorben. Doch da war Tante Julie bereits das zweite Mal verheiratet. Miklos Dighan trankte sich viele Jahre um seine Angebetete und er heiratete erst ungefähr ein halbes Jahr vor dem Tode von Julies zweitem Gatten.

„Wer ist dieser Miklos Dighan?“ fragte ich. „Und wo wohnt er?“

„Er ist Notar in einer Provinzstadt“, antwortete meine Mutter. „Ich kenne ihn nicht, habe ihn auch niemals gesehen.“

Tante Julie hatte um diese Zeit übrigens sehr viel Kummer und Sorgen. Ihr Gatte hatte sie unter ziemlich verworrenen materiellen Verhältnissen zurückgelassen und sie wandte sich wiederholt an meinen Vater um Rat.

„Mein armer engelsguter Mann hatte es sich nicht so vorgestellt, aber einerlei!“ sagte sie voll Ergebung. „Wenn nur das Leben meiner zwei Töchterchen gesichert ist ... ich werde mich schon irgendwie durchbringen.“

Man mußte diese Frau schämen, und mich hielt nur tiefe Ehrerbietung davon ab, mich in sie sterblich zu verlieben.

Nach Ablauf des Trauerjahres traf ich auch mit ihren Töchtern öfters zusammen. Beide waren älter als ich. Birosta war sechzehn, Magda siebzehn Jahre alt. Sie waren lieb, hübsch und wohl-erzogen. Tante Julie lebte nur für sie, und die beiden Mädchen vergötterten ihre Stiefmutter geradezu.

Miklos Dighan zog damals meine Aufmerksamkeit dadurch auf sich, daß er Witwer wurde. Seine Frau war eines plötzlichen Todes gestorben, ihn mit drei kleinen Kindern zurücklassend. Ich dachte nicht, daß dieses Ereignis eine Wendung im Leben der Tante Julie bringen könnte. Da kam sie aber eines Tages zu meiner Mutter und zog sich mit ihr zu einem vertraulichen Gespräch in das Arbeitszimmer meines Vaters zurück. Als sie gegangen war, hatte meine Mutter verweinte Augen.

„Tante Julie wird heiraten!“ sagte sie, und seufzend fügte sie hinzu: „Die Arme tut mir sehr leid.“

„Warum?“ fragte ich betroffen. „Wen heiratet sie denn?“

Miklos Dighan ...

Ich atmete erleichtert auf. Ich hatte, nach den verweinten Augen der Mutter zu schließen, schon gefürchtet, Tante Julie könnte auch zum dritten Mal einen andern Mann heiraten.

„Warum bedauerst du sie dann?“ Sie heiratet doch jenen, den sie seit jeher liebt. Darüber sollte man sich doch freuen.“

Die Mutter blinnte eine Weile sinnend vor sich hin, dann winkte sie mit der Hand:

„Mir aber tut sie dennoch leid!“

Eine nähere Erklärung gab sie mir nicht, ich war aber auch gar nicht neugierig darauf. Ich besaß damals schon soviel Erfahrung, daß Frauen weinen, wenn sie heiraten, und auch, wenn sie nicht heiraten; wenn zwei Liebende sich bekommen, und auch, wenn sie auseinandergehen. Ich eilte zu Tante Julie, um ihr zu gratulieren. Sie nahm meine Gratulation ein wenig verlegen und errötend entgegen.

Eines Abends war unsere Familie zu einem Abendessen bei ihr eingeladen, damit wir Miklos Dighan, der zu Besuch gekommen war, kennen lernen. Tante Julie kam uns schon im Vorzimmer entgegen. Ich erkannte sie kaum, denn damals sah ich sie zum ersten Mal in einem lichten Kleid. Sie kam gerade-
weges aus der Küche, ihre Wangen glühten vor Hitze, sie hatte die Ärmel des Kleides hoch aufgestreckt und trug eine breite Schürze. „Ich bade Krapsen“, sagte sie mit strahlendem Gesicht. „Das ist Miklos' Lieblingspeise ... Krapsen traf ich schon als Mädchen wunderbar ...“

Sie sprach im Dialekt, was ich bei ihr bisher noch niemals bemerkt hatte, und vielleicht schien es mir deshalb, als hätte sie mit ihrem schwarzen Kleid und ihrer stillen Traurigkeit auch ihre Bornehmtheit abgelegt.

„Was ist das?“ fragte ich mich, doch blieb mir dazu nicht lange Zeit, da wir auch schon in den Salon eintraten und Miklos Dighan, der Romanheld meiner Phantasie, vor mir stand.

Er sah ein wenig anders aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Er war ein kammiger Mann mit bidem Hals und trug einen schwarzen Bratenrock, der ihm augensichtlich etwas zu eng war; dazu eine schwarze Binde. Doch beschwichtigte ich meine Enttäuschung alsbald mit der Annahme, daß er sicherlich einen sehr edlen und vornehmen Charakter besaß.

Wir hatten alsbald Gelegenheit, Dighans Seele und Herz kennen zu lernen. Zuerst nur aus seiner Wiebergabe von Anekdoten, die an sich noch ganz annehmbar waren. Hätte er während des ganzen Abends nicht mehr als zwei erzählt, würde es auch kein Unglück gegeben haben. Denn nach den zwei ersten tröstete ich mich noch damit, daß dieser Miklos Dighan als Provinzler mit heiterer Weltanschauung eine Freude an der spielerischen Äußerung des Geistes findet. Bei der dritten Anekdote begann ich aber schon unruhig zu werden, bei der fünften wurde ich traurig, bei der fünfzehnten verzweifelt, bei der zwanzigsten aber sah ich nur mehr auf Tante Julie, was sie wohl dazu sagt.

Sie betrachtete Miklos Dighan nur mit einem seligen Lächeln und lachte laut.

Gegen Ende des Mahles erhob sich der Bräutigam und ging im Kreis, um mit dem Glas eines jeden einzelnen anzuklopfen. Zuletzt kam er zu Onkel Gustav, der auch an dem Abendessen teilnahm. Er hielt mit ihm an und nachdem er das Glas wieder niedergegestellt hatte, fragte er ihn:

„Weißt du, wie man bei uns daheim einen rausluftigen Burschen aus dem Gasthaus hinausbefördert?“

Onkel Gustav war alles eher als ein „rausluftiger Bursch“. Er war ein kleines Männlein mit einem gepflegten, grauen Spitzbärtchen und einem goldbeingelegten Fingerring.

„Steh' einmal auf“, sagte Miklos Dighan zu ihm. „Ich will es dir gleich zeigen ...“

Onkel Gustav erhob sich arglos, worauf ihn Miklos Dighan plötzlich bei den beiden Handgelenken packte, gleichzeitig aber seinen Kopf unter der Ähseel des dieserart untermüden Mannes durchstreckte. Dann richtete sich Miklos Dighan auf und ging mit dem auf seinem Raden baumelnden Onkel Gustav gemächlich aus dem Zimmer.

Tantes Lachen folgte der Produktion, nur Onkel Gustav lachte nicht. Ein so verwundertes Gesicht, wie das des Onkel Gustav habe ich weder vorher noch nachher je wieder gesehen ...

Nach dem Abendessen begab sich die Gesellschaft in den Salon, ich aber blieb noch einen Augenblick im Speisezimmer, um die Zigarren- und Zigarettenschachteln hinüberzutragen. Als ich mich umwandelte, fand Birosta vor mir. Wir waren zu zweit im Zimmer, die Tür war zugelehnt.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte sie bleich.

„Nun ...“, begann ich, aber ich wußte nichts zu sagen.

Birosta schüttelte den Kopf.

„Magda und ich fahren zur Großmama ... wir bleiben nicht hier“, sagte sie.

Wir sahen einander einen Augenblick an, dann ließ aber das Mädchen die Lippen hängen, fiel mir plötzlich um den Hals und weinte bitterlich. In diesem Augenblick trat Tante Julie ins Zimmer.

Als sie uns bemerkte, zog sie in ihrer ersten Überraschung die Augenbrauen zusammen, in der nächsten Minute schloß sie aber schon das weinende Mädchen verständnisvoll an ihre eigene Brust.

„Nun, nun! Du kleines Rädchen! Ich werde euch ja deshalb nicht verlassen ... Du wirst sehen, so werde ich euch beide noch viel leichter verheiraten können ... Und dann schau, Onkel

Willoß hat drei kleine Kinder daheim, die eine Mutter brauchen ... Erste Pflichten harren meiner ... Ich aber bin diesen niemals ausgewichen, und kann es auch jetzt nicht tun ...

Auch in ihren Augen ständen Tränen, aber sie trocknete sie rasch und ihr Antlitz wurde wieder von jenem schönen, traurigen Lächeln erhellt, das sie so gut kleidete. Ich sah sie wieder so, wie damals, bevor ich Willoß Dschan kennenlernte.

Die Frauen haben recht. Man muß über allerlei Dinge immer weinen ...

... Nur das eine hätte ich noch gerne erfahren, wozu sie für jenen Bauer eigenhändig und mit solcher Wonne die Krapsen gebaden hat?

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)

Der Seppl will nicht.

Von Wilhelmine Baltinester.

Mag der Teufel wissen, warum alle Buam hinter der Babett her sind. Schön ist sie nicht so besonders, haben tut's auch nix, und gescheiter als andere ist sie keinesfalls, und doch laufen sie ihr nach, wo sie sie sehen. Sogar die Sommerfrischler drehen sich nach ihr um. Und sie hat doch auch nur blondes Haar wie tausend und abertausend andere Diandl in Tirol und auf der übrigen Welt, und auch nur blaue Augen und einen roten Mund, wie man ihn bei vielen anderen sieht. Verheißt ist das mit der Babett! Sie wird bestimmt noch einen Gutsbesitzer heiraten oder einen anderen Gerrarischen, bei dem sie es wie im Himmel haben wird und sich groß aufspielen kann. Fuchstentfelswird sind alle Diandl, wenn man den Namen der Babett bloß ausspricht. Die Babett hat wohl das gewisse Etwas.

Der Seppl, der Großbauernsohn, steigt ihr gewaltig nach. Ein klotzreicher Bursch, einziger Erbe eines riesigen Großbauernanwesens, so viele Joch Feld als das ganze Dorf groß ist, so viele Kühe als alle Kleinbauern ringsum zusammen haben. Also hat er Platz und Geld genug für eine junge Frau. Fällt ihm aber gar nicht ein zu heiraten. Mit der Babett gehen, sich freuen, wenn andere sie bewundern und ihn beneiden, ihr ein Bußel geben, bei ihr fensteln — aber frei sein dabei! So einer ist er halt, der Seppl.

Was haben ihn die Eltern schon gebeten: „Heirat' schon amal! Wirßt es bereu'n! A Frau muß auf'n Hof! Wir wer'n alt, man wird dich bestehl'n von vorn und von hint'! Heirat' beize...n!“

Der Seppl hat sich, so oft die Alten so lamentierten, das Hüat' schief gerückt und ist mit einem hellen: „Wüat' Ent Gott!“ zur Tür hinaus. Könnte ihm einfallen, sich festzunageln, wo er sich so lauwohl fühlt in seiner goldenen Freiheit! No ja, die Babett ist freilich nett und sauber — aber andere sind auch nett und sauber. Die beiden Alten haben sogar schon gesagt: „Heirat halt die Babett. Sie is arm wiar a Kirchenmaus, aba wenn's es gern hast, heirat's in Gottes Namen!“ — „Die Babett nia und toa andere aa nit!“ hat er gelacht, der Seppl.

Da nimmt sich die Mutter einmal ihr Umhängetuch und steigt geradeswegs auf das Häusl zu, in dem die Babett mit ihrer Mutter, einer armen Witwe, wohnt. Die Kleinbäuerin fühlt sich riesig geehrt, als da die Großbäuerin zu ihr kommt. Die reiche Frau macht nicht so viele Umstände, sie rückt gleich mit dem heraus, was sie herführt:

„Hör zu, Madl! Der Seppl soll scho amal heirat'n! Dich oder wen er mag, brav muß sie sein, versteht sich, aba heirat'n soll er scho amal! Woas is denn dös mit Ent zwa? Woas schaußt nit dazua, daß er di heirat', ha? Dös liegt an dir! Will er nit, dann jag' eahm davon! Jeg' geht er scho bald a Joahr mit dir!“

Die Babett, der es gepaßt hat, mit ergeben freundlicher Miene dazuhoden, tut den Mund auf und sagt mit dem reizendsten Gesicht von der Welt: „Aba, i mag eahm nit heirat'n!“

Wie verdonnert sitzt ihre Mutter. Hocherstaunt thront die Großbäuerin. Hat sie sich verhört? Dieses kleine Nichts da will den Schwerreichsten der ganzen Gegend ausschlagen? Arm und klein ist die Stube, gerade nur, daß Sauberkeit sie ziert.

„I heirat' ganz wen andern — i heirat' nach Ebenweiler abi“, sagt die Babett.

„A so — a so“, meint nachdenklich die Großbäuerin. „No halt, abjes.“

Heimgekommen, speit sie vor Empörung Feuer. Der Mann bekommt's zu hören. Demütigen habe sie sich müssen vor so einer bettelarmen Dirn! Nun sei es ihr, der reichsten

Frau des Dries, passiert, daß man ihr den Sohn, den Prachtbuben, den reichen, den schönen, den feischen ausschlage. So eine Gemeinheit!

Kommt just in dem Augenblick der Seppl nach Hause, quetschfidel wie immer. Die Mutter pflanzt sich vor ihm auf und legt los. In der Hitze ihres Argers reißt sie ihm zwei Zoppentöpfe ab und haut ihm eine ins Gesicht. „So aner bißt — so herunter scharmüheln wirst di mit allerhand Diandlszeug, daß zum Schluß a jed's Stalltrampel dich ausschlägt! I'bunt is mir dös! I duld's nit länger!“ Sie schreit, bis ihr die Stimme überkippt, dann weint sie jämmerlich. Steht der Seppl da und schaut. Was ist los heut? Bis der Vater ihm klar darlegt, die Mutter sei bei der Babett gewesen, und die Babett habe gesagt, es sei keine Rede davon, daß sie den Seppl zur Ehe bewegen wolle, sie hätte schon einen, der sie heiratet.

„Sie hat einen, der sie heirat'? Und mit mir geht's dabei?“ Der Seppl ist zur Tür hinaus.

Mit hundert langen Lauffsritten ist er bei dem Häusl der Babett angekommen. Sie hängt im Garten Wäsche auf.

„No, woas is denn los?“ fragt er unmutig und schlägt das Tauntürl hinter sich zu.

„Woas los is? Nix!“ erwidert sie ruhig.

„Du heirat'it nach Ebenweiler?“

„No ja.“ Mit großer Sorgfalt hängt sie ein Beinkleid auf.

Er kommt ihr immer näher.

„Warum hast nachher nie woas g'sagt?“

„Man verredet sich sowas nit gern“, sagt sie schämig.

„Wer ist der Ladl, ha?“

„No, der Hansl, kennst eahm eh!“

„Der Hansl. So? A Schuster is dir liaba!“

Sie schaut zerstreut an ihm vorbei über die Jaunlatten hinweg auf die Straße. Er steht und lauert. Aha, wahrscheinlich soll der Kerl bald kommen! Justament fängt er zu bußeln an. Sie schuppt ihn fort. „Seppl, du woacht, i hoan di sehr liab g'habt, aba jeh' der's nimma sein!“

„Is aus?“ fragt er. — „No ja, i heirat' do!“ sagt sie mit ehnbarem Lächeln.

Eine Weile steht der Seppl und bockt. Als er sieht, daß sie ihm kein bißel ums Goderl geht, macht er auf den Fersen kehrt und stelzt davon.

Drei Tage lang zeigt er sich nicht bei der Babett. Am vierten sieht er den Hansl auf der Leiter beim Fenster der Babett stehen, bekommt einen Butanfall, schreit Schimpfworte hinauf, deutelt den Feind von der Leiter, raust mit ihm, siegt und steigt schließlich ohne viel Federlesens die Leiter hinauf. Der Besiegte hint' davon. Oben am Fenster steht mürrisch die Babett, fährt ihn an: „Woas hast denn du mir den Hansl zu verzagen?“

„Weil i di heirat'!“ sagt er großartig.

„I nehm di nit!“ Sie wendet sich vom Fenster ab. Er langt schnell ins Zimmer hinein, erwischt sie noch am Armel.

„Schau, Diandl, sei g'scheit!“

„I mag nit!“

„Morgen geh'n wir ausbiet'n lass'n!“ Er schlingt den Arm ganz fest um ihren Nacken.

„Meinethalben“, sagt die Babett gleichgültig.

Aber während er auch den zweiten Arm tief ins Zimmer streckt, und sie an sich reiht, um sie lang und breit abzubußeln, muß sie heimlich vor Freud' mit den Füßen scharren, weil ihr der Schwindel mit dem Hansl so nach Wunsch gelungen ist.

Scherz und Spott

Kindliche Logik.

Die Lehrerin fragt die kleine Anni: „Wie lange blieben Adam und Eva denn im Paradies?“ Darauf antwortet das kleine Mädchen: „Bis zum Herbst, Fräulein Lehrerin.“ Die erstaunte Lehrerin fragt darauf Anni, wie sie denn darauf komme, worauf die kleine stolz erwidert: „Aber Fräulein, vorher waren doch die Äpfel noch gar nicht reif.“

Die Braut.

Junger Mann: „Verzeihung, könnte ich wohl heute Nachmittag frei haben, um meine Braut im Krankenhaus zu besuchen?“

Chef: „Ja, gehen Sie mal ruhig. Hoffentlich hat sie nichts Schlimmes.“

Junger Mann: „Nein, im Gegenteil. Sie hat eine Anstellung als Krankenschwester!“